

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Die rechte Mitte [4 Bilder; Claudius, Wilhelm]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

zum Dank ihr Hab und Gut vermacht. Es ist nicht viel, für Kathrin aber ein Vermögen. Jetzt ward es ihr möglich, die nie vergessene Heimat wieder aufzusuchen. Es hatte ihr nicht an Freiern gefehlt. Die hübsche junge Witwe, die vom Förster nicht wie eine Dienerin, sondern wie eine Tochter gehalten wurde, ward von mehr als einem braven Mann zum Weib begehrt. Sie hätte ihr Glück in einer zweiten Ehe machen können, aber sie sagte: „Mein Herz und meine Gedanken sind beim Heini, ob er auch tot ist, ich lieb' ihn noch immer wie im Leben, und eines andern Mannes Weib kann ich nimmer werden. Solange meine Wohlthäter der Förster und seine Frau leben, gehö' ich denen. Von ihnen geh' ich nicht fort.“

Die Försterin überlebte ihren Mann fast zwei Jahre, dann folgte sie ihm ins Grab, und wieder ein Jahr darnach zog Kathrin in ihr Häuschen in dem Ardenner Walddorf ein, das sie sich auf demselben Fleck, auf dem das einst niedergebrannte gestanden, neu erbauen ließ. Außen und innen glich es dem alten trauten Heim, in dem sie ihr kurzes Glück genossen hatte, und die Erinnerung daran, die durch ihr ganzes Leben in ihr frisch geblichen war, erfüllte sie mit stiller Seligkeit. Oft flüsterter ihre Lippen: „Nimmer und nirgends lebten zwei glücklichere Menschen als mein Heini und ich!“

Kathrins bescheidene Mittel lassen sie unter den armen Dorfleuten als eine wohlhabende Frau erscheinen. Sie wird als über den Verhältnissen der andern stehend mit scheuer Zurückhaltung von denen behandelt, deren Eltern sie einst gleich einer Verbrecherin aus ihrer Gemeinschaft austrieben und sie der Verzeihung preisgaben.

Den Kindern ist Kathrin eine immer freundliche Uebreiche Schützerin. Sie sammelt alle die kleinen Geschöpfe um sich, vom zartesten Alter bis zu denen, die der Kindheit zu erwachsen beginnen. Knaben und Mädchen finden in ihr eine Lehrerin und Beraterin, und ihr Wort gilt bei allen, denn sie wissen, niemand meint es so gut wie sie, und niemand hat soviel erlebt wie die Kathrin, die weit draußen in der Welt Erfahrungen gesammelt wie kein anderes.

Auf meinen Wanderungen durch die Berge und Thäler des Ardennerlandes, fand ich das abgeschiedene einsame Dorf und darin die alte Frau mit den stillen friedlichen Zügen, in denen innere Glückseligkeit erglänzte. Ich sah sie mitten unter der Dorfjugend, gesellte mich dazu, und ließ mir von ihr erzählen, was sie erlebte. So wie ich's eben konnte, habe ich's denn für den Kalendermann aufgeschrieben, damit er es seinen Lesern mitteilen möge.

Die rechte Mitte.

Eine Wundergeschichte.

1. Wie 's Wüßlers sich über ihren Hausmann wandern und er über sie.

Der Wendel und die Christel hatten an Pfingsten Hochzeit gemacht, nur eine Käsewechzeit ohne Schmaus und Kuchen und niemand war dabei als ihr Hausmann, der Weberweit. Am selben Tag waren sie in das kleine Häuslein da hinten am Bach eingezogen und seit dem Tag sind die drei Leute im Haus nicht aus dem Verwundern übereinander herausgetommen. Das junge Ehepaar schüttelte beständig den Kopf über den alten Weber, konnte nicht begreifen, wie man so leben, so in den Tag hinein lampeln könnte, wie ihr Vettermann. Seinen Sitz hatte er für die Lebenszeit in dem Häuslein, für sein letztes Ruheplätzlein droben im Kirchhof hatte er seinen Webstuhl bestimmt und für einen Platz

im Himmel ließ er den lieben Herrgott sorgen; in diesen drei Punkten war also nichts zu verwundern, daß der Weberweit sich keine grauen Haare und dicke Schwielen wachsen ließ. Aber wie er auch so gar nichts erwerben mochte an Vermögen, an Vorrat für die Zukunft, an einem Sparpfennig für Alter und Krankheit, wie er so gar nichts sorgen wollte für den kommenden Morgen, das war verwunderlich anzusehen. Er hatte freilich weder Kind noch Regel, um für sie ein Erbe zusammenzubringen, er war nie krank gewesen, und schien auch nicht altersschwach zu werden. Er hatte es immer gehalten: kommt der Tag, bringt der Tag! Hatte er einmal mehr gebraucht, so hat er auch mehr gewebet. Sonst immer gerade soviel, daß es ihm langte. Mit der Zeit hatte er eins ums andere von seinen paar Ackerlein versilbert und war gerade am letzten; er dachte, das werde neben dem bißchen Webern noch gerade reichen für das bißchen Leben. So saß er denn den größten Teil des Tages vergnüglich vor dem Häuslein, schnupfte hie und da zur Abwechslung, hatte die Hände gefaltet und drehte den rechten Daumen um den linken und — wunderte sich über seine Hansleute.

Sie thaten so hungrig und knickerig vom ersten Tage an, als hätte ihnen unser Herrgott die Erhöhung der vierten Bitte für alle Menschekinder in Afford übergeben, und hatten doch nur für sich selber zu sorgen, zwei frische gesunde Leute mit jungen Armen und Beinen. Sie thaten so bettelarm, als wären sie eben blutt und bloß wie Adam und Eva aus dem Paradies gejagt worden, und doch wußte der Weberweit, daß sie beide ein ganz nettes Vermögele hatten, sie das Häuslein und eine Wiese und Grasgarten von Eltern her und er ein paar Ackerlein; auch hatten beide als Knecht und Magd sich eine Aussteuer und bar Geld erspart, wie es heutzutage selten mehr unter dem jungen Volke vorkommt, trotzdem die Löhne drei und viermal höher sind als in damaligen Zeiten. Ja, der Weberweit wußte aus eigener Erfahrung, daß sie Geld hatten, denn sie hatten ihm das vorlegte Ackerle abgekauft und aufs letzte konnte er Geld holen, wann er brauchte. Und endlich wußte der Weberweit auch, daß die jungen Leute vom Herrenjörg, der eben zum Bürgermeister gewählt worden, ein paar große Acker in Pacht genommen hatten und den Pachtzins gleich hatten bezahlen können, denn der Herrenjörg hatte viel Geld gebraucht bei der Bürgermeistereiwahl. Der Weberweit konnte gar nicht herauskriegen, wovon eigentlich die Hausleute lebten, denn er merkte niemals Rauch im Schlot, sah niemals Wendel ins Wirtshaus gehen oder die Gretel zum Metzger; nur Brot buken sie viel — und die Schweine wurden auch nicht recht fett, da es keine großen Abfallbrocken gab und die Hausleute die saure Milch und Molken selber genossen. Auch mußte der Weberweit den Kopf schütteln, wenn er einmal einen Blick warf ins Zimmer seiner Vetterleute. Er hatte sich's doch auch bequem gemacht und war Junggeselle dazu; aber wie's bei den Hausleuten aussah, das war ihm doch zu arg. Weder Fenster noch Läden waren gefegt, Hühner und Gänse, und Zickeln, ja sogar die jungen Ferkel liefen in der Stube herum und Mücken gab es darinnen zehnmal mehr als die Schwalben hätten vertilgen können, die sich in dem leicht verzeihlichen Irrtum, als ob die Stube ein Stall wäre, in dieser selbst angebaut hatten und ungeschert durch die drei zerbrochenen Fensterscheiben aus- und einflogen. Der Hof war vollends verwahrlost und im Hausgarten blühte kein Blümlein oder Würzkräutlein, nur Gemüse und

Kraut, das die Christel Samstags in die Stadt trug auf den Wochenmarkt. Endlich wunderte sich der Weberweit auch darüber, daß die beiden Leutein fast gar nicht in die Kirche kamen; und er wußte doch, daß es ihnen nicht wie dem Bettelpack und Lumpenvolk ging, das keine Sonntagskleider hat, sondern sie hatten ganz däßtliche Tuchgewänder im Schrank hängen als Mottenfraß; er meinte auch, sie hätten das bißchen Kirchenschlaf wohl brauchen können oder wenigstens so einen halben Dufel, wie er selber ihn so gern hatte, wenn Orgelklang und Predigtton und Straußerdust einen im Sommer so lieblich einschläfern; denn wenn die Bettersleute sonst schliefen, das hatte der Weberweit noch nicht herausbringen können, was auch eigentlich nicht verwunderlich war, denn er schlief selber sehr fest von neun bis sieben und sie zwischen elf und eins oder zwei.

So wunderte sich der Weberweit über seine Hausleute, wie sie über ihn. Und wenn er so recht lange dageseßen und sinnliert und den Kopf geschüttelt hatte, dann nahm er eine Biße und schloß seine Verwunderungen mit dem Wort: „s sind eben Wähler!“ „Wähler!“ so sagten auch die andern Leute, ohne daß sie's vom Weberweit gehört hatten, und ehe man sich's versah, war das der Ohnname, den die jungen Leute im Dorfe hatten.

Dem alten Weberweit scheint übrigens das viele Wundern schlecht bekommen zu sein; er konnte eben so stetes Denken nicht vertragen. Er wurde eines Tages fränklich, lag ein paar Tage im Bett, ohne daß es seine Bettersleute, die stets draußen im Felde waren, merkten und war nach einer Woche gestorben; nur die Totenfrau hatte sich um ihn gekümmert und die bekam auch seine übrigen Sachen. Der Weberweit hatte es

auch richtig herausdividiert, oder vielmehr er nicht, denn im Rechnen war er nicht groß, sondern vielmehr Gevatter Tod; der holte ihn gerade ab, als der letzte Gulden für das letzte Aderlein draufgegangen war. Und so ließ der alte Weberweit gar nichts übrig, nicht einmal ein Gerde in der Leute Mäulern, Lob oder Tadel, denn man hatte gar nichts über ihn zu sagen, weder Gutes noch Schlimmes. Das ist nun freilich gar ein armseliges Leben, in dem alles aufgeht, wie im Redenexempel, namentlich wenn's heißt, Null von Null. Aber etwas lernen kann man aus jedem Leben. Und so hätten auch Wendel und Christel etwas vom Better lernen können und annehmen; dann hätten sie es zur rechten Mitte gebracht.

2. Wie sich die Leute im Dorf über 's Herrenjörgen wundern.

Es wäre schlimm, wenn alle Leute „Wähler“ wären, die nur auf der Welt sind zum Schinden und Plagen und einen Acker an den andern zu reihen. Wo sollte das hinaus? Wo wollte unser Herrgott Erde genug hernehmen, um solche Erdwürmer zu sättigen? Und

was gäb' es da für einen Krieg ums Erbreich, wenn es nicht auch andere Leute gäbe, Leute, welche zufrieden sind mit dem, was sie haben, wie der Weberweit, oder die es auch dazu kommen lassen, etwas herzugeben von dem Jhrigen. Solche Leute gab es natürlich auch in Dingskirchen.

Da waren zum Exempel Wählers Nachbarn, 's Bürgermeisters oder 's Herrenjörgen, wie ihnen die Leute sagten. Vorne breit in der Straße stand ihr stattliches zweistöckiges Haus mit Spiegelfenstern und Vorhängen, im Garten sah's aus wie im Hofgarten, und drinnen im Haus war's blink und blanz wie in einem herrschaftlichen Schloß. Dafür hatte aber auch die Schulzin zwei Mägde neben dem Knecht. Sah's vorher schon sauber und nett aus beim Jörgen, so richtete die Frau, die von fremdher ins Dorf kam, es erst recht fürnehm und nobel ein, wie sie's in der Stadt haben, so daß ihnen der Name „Herrenjörgen“ gegeben wurde, was sie sich auch gern gefallen ließen.

Freilich schickte sich so eine städtische Haushaltung auch für's Schulzen. Denn sie waren gar angesehen bei den Herrenleuten in der Stadt. Zur Erntegans und Kirchweih kamen die vornehmsten Herrschaften zu ihnen und ließen sich's schmücken, so daß ganze Kälber und Schweine drauf gingen und die Schulzin dreihundert Kuchen und fünf-hundert Fladen zu backen hatte; denn jedes bekam sein Kirchweihbündel mit heim. Und an Bettlern fehlte es auch nicht, denn das Schulzenhaus hatte ein gutes Renomme. Auch der Gendarm erhielt regelmäßig, wenn er kam, seinen Kaffee und im Winter noch seinen Schnaps. Und was der Ortsdiener in Küche und Keller genoß, davon hatte sein feurriger Schnurr-



So sah er denn den größten Teil des Tages vergnüglich vor dem Hausein.

bart und seine noch röttere Nase etwas erzählen können. Ja die Leute lebten und ließen leben! Weit und breit wurde aber auch die Gastlichkeit und der Reichtum und die Vornehmheit des Schulzenhauses von Dingskirchen gepriesen. Der Schulz und besonders die Herrenjörgin konnten stolz darauf sein und sie waren's auch.

Auch die Leute im Dorf redeten viel darüber und wunderten sich noch viel mehr. Sie konnten nicht verstehen, wie das gut thun und so fortgehen könne; der Schulze arbeitete nichts auf dem Feld und kam nur dorthin mit der Jagdflinte; die Schulzin aber wurde allein nicht einmal zu Hause fertig mit ihrer Arbeit. Auch wurde ein Acker nach dem andern verlehnt an s' Nachbars, „die Wähler“, so daß der Ertrag des Gutes von Jahr zu Jahr kleiner wurde. Das Schulzenamt konnte doch nicht gar viel eintragen, besonders da der alte „Doktor“ Balbierer die Schreibgeschäfte fast alle besorgte und dafür sich sehr saftig köcheln und bädeln und büßten ließ; die Jagd mochte auch nicht gar einträglich sein, da die Stadtherren häufig dem Herrn Schulzen die Ehre der Jagdgesellschaft gönnten und fast alle Hasen als Andenken und Geschenke „für die lieben

Hausfrauen“ mit heimmahmen, die Nehe aber von der Frau Schulzin, die als eine ausgezeichnete Köchin von ihnen gepriesen wurde, sich zurecht machen ließen und des Schulzen Wein dazu tranken. Dazu der Aufwand an Kleidern, den die Schulzin jeden Sonntag in ihrem Stuhle neben der Pfarrbank zur Schau trug und gegen die die Frau Pfarrerin nicht aufkommen konnte! Die einen behaupteten, die Schulzin müsse ungeheuer reich sein; die andern aber zuckten die Achseln und meinten, der Jörg könne es wohl vertragen.

So rechneten und wunderten die Leute über 's Herrenjörgen mehr als diese für sich selbst rechneten; und manche prophezeiten kein gutes Ende. Die Leute predigen ja am liebsten andern. Solche Predigten sind aber wie die der Spaten auf den Dächern immer unsonst, schon deshalb, weil diejenigen, die's angeht, sie nicht hören. Bei den meisten Menschen helfen auch Predigten überhaupt nichts, auch die besten in der Kirche; da muß Gott selbst vom Himmel herunter predigen, nicht mit Worten, sondern mit Schicksalen, die man nicht bloß hört, sondern auch fühlen muß.

3. Wie sich die Leute nicht mehr wundern.

's Herrenjörgen hatten zwei Kinder, einen Buben und ein Mädchen, wahre Wunder von Geschicklichkeit und Schönheit, was nun freilich auch wieder kein Wunder gewesen ist. Denn war nicht der Bürgermeister der geschickteste Mann im Dorf — neben dem Herrn Pfarrer und Kantor — und von guter Gestalt dazu? und wurden nicht der Herrenjörgin sogar von den Stadtherren Komplimente gemacht von wegen ihrer Schönheit und Bildung? Daber war's nicht zu verwundern, daß 's Herrenjörgen Ferdinand immer der oberste saß in der Schule; freilich haben manche Mißgünstige gesagt, das käme nicht davon her, daß der Bub' so geistig und fleißig wäre, auch nicht davon, daß der Kantor sich soviel mit ihm abgab in besondern Stunden, im Gegenteil, der Ferdinand wär' ein rechter Faulpelz und Thunichtgut, sondern die Bürgermeisterin sorgte dafür, daß der Lehrer den lieben Ferdinand nicht zu sehr plage und doch obenauf brächte. Auch von 's Herrenjörgen Döchterlein — sie hatte auch einen vornehmen Namen, sie hieß Amalie — soll die Flickanne gesagt haben, sie hätte nimmer mit Pfarrers Kindern umgehen dürfen, weil sie so eitel und näschig wär'; aber die Flickanne gehörte zu 's Herrenjörgen Gegenpartei und der Schulzin ihre Anhänger haben gesagt, 's sei der pure Neid und Eiferucht von der Frau Pfarrerin, weil ihre Döchter nicht so hübsch und gepunkt wären und auch nicht so gute Bissle bekämen.

Schwohl sie Nachbarn und gleichalterig waren, so durften doch 's Herrenjörgen Kinder nicht mit 's Wählers ihren spielen. Kein Wunder, denn 's Wählers Kathrine und Christoph waren schmutzig und roh, haben eigentlich auch nie spielen dürfen, sondern arbeiten müssen, sozusagen gleich wie sie auf die Welt gekommen sind, waren auch gleich stark und grobknochig genug dazu. Die Kathrine hat kaum zweijährig den Christoph hüten müssen, dann beide die Gänse; und das Geziefer und Vieh haben sie besorgt, wie sie noch nicht in die Schule gegangen sind. Gelernt haben sie fast nichts. Denn daheim haben sie keine Zeit dazu gehabt und in der Schule haben sie meistens geschlafen aus Müdigkeit vom Grassholen, Schneiden und Dreschen.

Damals kam ein junger Lehrer in's Ort, der dem alten Kantor an die Hand gehen sollte, denn der war sehr gebrechlich und schwach. Dieser Un-

terlehrer machte nun der Bürgermeisterin vor, wie die höchste Bildung sei, Klavier spielen zu können, und wenn ihre Amalie gebildet werden wolle, müsse sie Klavier spielen lernen. An einem Abend war ein großes Aufsehen vor 's Herrenjörgen. Da hielt vor dem Haus ihr Wagen, der aus der Stadt gekommen war, und darauf war außer dem Bürgermeister und dem Herrn Lehrer ein großer gelber Kasten. Das wäre das Klaffzimbel, sagten die Leute. Von da an gab es zwei große Parteien im Dorf. Die einen standen abends vor dem Haus und horchten, wie der Herr Lehrer das Klaffzimbel schlug und den Lautenbacher und „Konstantz liegt am Bodensee“ spielte; die pffisen und -tanzen drunten. Die andern aber spotteten und meinten, die Amalie sollte lieber am Backtrog und Waschzuber runtfingern, sonst heiße es noch: Lustige Musik und hungrige Musikanten!

Zu dieser Zeit war der Ferdinand schon einige Zeit in der Stadt und sollte Kaufmann lernen. Eines Tags muß etwas vorgefallen sein; da fuhr der Bürgermeister plötzlich in die Stadt und kehrte ganz verstört heim. Man munkelte davon, der Ferdinand hätte mehr gebraucht, als sein Vater dem verzogenen Buben hätte geben können, da hätte er einen Griff in den Geldkasten gethan und sei von seinem Meister davon gejagt worden. Der rote Klaus, der Ortsdiener, aber ließ verlauten, es hätte dem Ferdinand die Kaufmannschaft nicht gefallen und da sei er fort und wegen seiner großen Geschicklichkeit sei er in die französische Ehrenlegion aufgenommen worden; da wär' er gleich Korporal geworden und wäre nächstem General oder Feldmarschall. Der Bürgermeisterin muß es aber doch hart angegangen sein, daß ihr liebes Söhnlein so weit weg war, drinnen in Afrika; denn sie fiel merlich vom Fleisch und der Bürgermeister ging auch herum wie ein Schatten und man fürchtete sich beinahe, wenn man ihm draußen im Wald begegnete mit seiner Pike und seinem finstern Gesicht. Auch ließ das Gelaufe mit den Stadtherren eine Zeitlang nach. Doch dauerte das nicht lange. Die Herrenjörgin wenbete doppelt soviel Stolz und Kosten auf ihre Amalie und that sie auf ein Jahr in die Stadt, damit sie hohen und Bildung lerne, und nebenbei auch einen reichen und vornehmen Mann fange.

Ein ganz ander Ansehen hatte es mit des Nachbars Kindern. Kathrine war nicht nur eine geborene Wühlerin, sie schien Vater und Mutter noch übertreffen zu wollen. Keine Arbeit war ihr zu schwer oder zu viel; sie war früh die erste und abends die letzte; das schimmeligste Brot und die wasserfächtigsten Kartoffeln, die niemand wollte, waren ihr immer noch gut genug; die größten und verflüchteten Kleider trug sie am liebsten, ihr rauhes Haar bekam nie einen Tropfen Fett zu fühlen und die Stirne am Sonntag sich mit Butter zu reiben, wie die andern Mädchen thaten, wäre ihr als eine gottlose Verschwendung vorgekommen. Mit Christoph war es nicht anders, er plagte sich dreimal ärger wie der geschundenste Knecht, aber am Sonntag einen Schoppen oder gar am Festtag einen Tanz mochte er sich nie gönnen; er raderte sich redlich ab und sparte um die Wette mit seinen Eltern, um ein Ackerlein nach dem andern sein nennen zu können; das tröstete ihn auch reichlich für die Verachtung und Spöttelei, die er von den Burschen im Dorfe leiden mußte. Nur eine kostspielige Leidenschaft hatte Christoph, die er aber vorläufig nicht befriedigen konnte und wollte: für Gäule. Um's Leben gern wäre er mit einem Paar

stolzen jungen Fuchsen gefahren, wie sie Bürgermeisters Knecht einspannte. Aber er mußte sich zuerst mit Kühen und dann mit langsamen Ochsen begnügen, bis er es endlich mit Rossen wirklich zu thun bekam.

Das geschah, als er Soldat werden mußte. Denn er wurde Dragoner, freilich zum großen Schrecken seiner Eltern; denn bei der Reiterei kostete's mehr als bei der Infanterie. Das bekamen sie nun auch reichlich zu fühlen. Zwar anfangs ging's noch. Aber allmählich kamen Briefe auf Briefe, alle voll Klagen um Geld. Da kostete das Wickszeug soviel, der weiße Thon war so teuer, und bald hatte der arme Christoph ein Sattelleisen verloren, bald einen Sporn, und er mußte alles bezahlen. Einmal hatte ihn ein Pferd geschlagen und er konnte die Wunde nicht anders heilen als durch die Salbe eines Wunderdoktors, die aber viel Geld kostete. Als er wieder gesund war, hieb er aus Born den Schläger; da wurde dieser unbrauchbar, mußte verkauft werden und der gute Christoph darauflegen, was das neue Pferd mehr kostete. Schließlich wurde der Unglücksmensch auch noch krank und als er zur Genesung kam und kräftige gute Kost, auch hie und da Wein bedurfte, hatte er das nicht, denn im Spital ging es gar schrecklich ärmlich und hungrig zu. So schrieb der arme Teufel an seine entlegten Eltern.

Da machte sich eines Sonntags früh morgens vor Tagesanbruch der Vater mit einer ordentlichen Tracht Schwarzen: Schinken, Eier und Brot auf nach der Stadt zu seinem kranken Sohn. Es war ein langer Weg und Wendel hatte kurze Beine, eine Eisenbahn gab's nicht, wäre auch den Wähler zu teuer gewesen; so kam er erst nachmittags in der Stadt an. Aus einem Wirtshaus kam ein alter Jude heraus, der den beladenen Wendel aufmerksam ansah, so daß dieser sich ein Herz faßte und nach der Reiterkaserne fragte. Die wäre gleich dort, sagte der Jude, aber wenn er etwa zu seinem Sohn wolle, so treffe er ihn schwerlich drinnen, denn die Soldaten seien alle ausgegangen, sehr viele säßen in dem Wirtshaus nebendran, der goldnen Traube. Wendel war hungrig und durstig und matt aufs äußerste. Da dachte er, er wolle ins Wirtshaus gehen, ehe er seinem kranken Sohn unter die Augen träte und zwar war ihm die goldne Traube recht, denn wo die Soldaten hingehen, dachte er, muß es billig sein, vielleicht könne er auch über seinen Christoph etwas hören. Ging also in die goldene Traube, setzte sich in eine Ecke, bestellte ein Glas Bier, zog Brot und Käse aus der Tasche und

frug an sich zu erfrischen. Die Stube war mit Dragonern gefüllt, die lärmten und zechten und waren sehr lustig, so daß Wendel dachte, so gar schlimm müßte es denn doch nicht unter den Soldaten sein. Er sah, es waren die roten Dragoner, das Regiment seines Christoph, ja er meinte einmal sogar, dahinten ihn zu sehen; aber er mußte sich getäuscht haben, denn der Reiter war in seines Tuch gekleidet, wie's die Offiziere haben, wurde von seinen Kameraden geehrt und leben lassen und als er Wendelin bemerkte, stand er auf, ging zur hintern Thüre hinaus und kam nicht wieder. Endlich wagte Wendel einen Soldaten anzureden, ob er von der dritten Schwadron sei und einen aus Dingstirchen kenne, den und den. „Ei freilich,“ lachte der Reiter, „wer kennt den nicht? Der ist's ja, der uns heute wieder traktiert, den ganzen

Zug, vom Wachtmeister bis zum Rekruten. Ein flotter Kerl, der stolze vom ganzen Regiment! Und freigebig, was draufsteht! Seid Ihr aus seinem Ort? Di könnt' Ihr auch mittrinken. Heda, Christoph! ein Landsmann! Wo ist er denn? Fort? Ei, er wird den Mädels nach sein, in den Lindengarten, 's ist heut dort Musik. Kommt, wir gehen ihm nach, wenn's Daß leer ist.“ Damit wandte sich der Soldat ab.

Wendel schwindelte es. Der redselige Soldat kam wieder und brachte ein volles Glas: „Da, trinkt, Alter, es kostet nichts, 's geht auf dem Christoph seines Alten Kerbholz; das ist ein steinreicher Hofbauer, der kann schon ein Schröpfen vertragen. Er schickt seinem Buben auch tapfer Geld und was davon nicht langt, das schafft der Jud auf's künftige Vermögen; der Jzig ist vorhin wieder mit ihm zusammenge-

steckt. So ist das Soldatenleben, lustig und durstig! Aber fehlt Euch was, Alter, Ihr seht ja so blaß und zittrig aus? Habt Euch wohl überlaufen in der Sonnenhitze! 's ist freilich weit von da hinten her, Ihr hättet Euch ein Supplein machen lassen sollen und Braten und einen Schoppen Noter dazu. Seid aber wohl ein armer Schlucker. Wenn der Christoph da wär' und wüßt', daß ein Landsmann hier ist, würde er's Euch bezahlen.“ Damit ging er wieder. Wendel wollte hinaus, es war ihm, als läge der Himmel auf ihm, er mußte nach Luft schnappen. Er ging umher wie ein Irre, er fragte in der Kaserne nach Christoph Werkmann in der dritten Schwadron, ob er nicht im Spital krank liege? Die Soldaten an der Wache lachten ihn aus: ja der und krank! sei's nie gewesen und wär's auch nicht, er habe heute wie-



„Da, trinkt, Alter, es kostet nichts, 's geht auf dem Christoph seines Alten Kerbholz.“

der Urlaub vom Wachtmeister — gutgeschmierten — und käme heut nimmer heim. Wendel ging in den Lindengarten auf den Tanzboden, fragte, spähte und sah sich die Augen aus; kein Christoph ließ sich sehen oder erfragen. Er ging offenbar seinem Vater aus dem Wege.

Es war spät nacht geworden. Wendel ging heim mit dem vollen Zwerchfaß auf der Achsel. Es war ein Gewitter losgebrochen nach dem schwülen Tag. Es donnerte und blizte, es schüttete und goß, Wendel spürte es nicht; es war stockfinster, aber er verirrete sich nicht, er war heute schon fünfzehn und sechzehn Stunden herumgelaufen, er mußte eigentlich todmüde sein, er spürte aber nichts; er hätte laut schreien und heulen mögen, er brachte aber keinen Laut heraus. Des andern Morgens kam er heim, die Leute wichen ihm aus, er sah aus wie ein Gespenst. Vor seiner Thürschwelle sank er um und wurde erst spät von seinen Leuten gefunden; er redete irr und war krank, ein hitziges Fieber warf ihn nieder.

Am Abend wußte das ganze Dorf die Geschichte vom Christoph und sprach darüber, aber nicht gerade mitleidig, im Gegenteil, jeder gönnte es den Wählern. Keiner wunderte sich, daß der brave „eingezogene“ Christoph sich so umgewandelt und ausgeschlagen habe, daß der Denhocker ein Prahlhans, der Knicker ein Verschwender, der Wähler ein Taugenichts geworden sei. Das hätte so kommen müssen, sagten die Leute, 's wäre gar nicht anders zu erwarten gewesen. Und der Gesellschaft und Nachbarschaft wegen wurde jetzt auch die Geschichte mit dem bösen Fräulein, des Herrenjörgen Ferdinand, aufgewärmt und mit Wis und Bosheit gefalzen und gepfeffert. Und alle Reden wurden mit dem kräftigen Spruche geschlossen: Wenn's noch ärger käm' mit 's Herrenjörgen und Wählern, so würden sie sich gar nicht verwundern.

4. Wie sich die Leute am Ende doch wieder verwundern.

Und es ging wirklich, wie die Leute prophezeit hatten, noch schlimmer, wenigstens zunächst; hinterher kam es aber ganz anders, als sie sich eingebildet hatten und so mußten sie sich am Ende doch noch verwundern.

Nämlich der Christoph kam endlich vom Militär zurück und das war sehr nötig für 's Wählern. Denn der Alte wollte sich nur sehr langsam erholen und Arbeit gab es genug. Die aber schmeckte dem Christoph gar nicht mehr, und die Bauernkleider standen ihm gar nicht mehr an. Mit dem Heuwagen hielt er vor dem Goldenen Löwen und saß beim Bier, und beim Mistföhren rauchte er Cigarren. Morgens stand er spät auf und abends spät stand er am Zaun und liebschäftelte mit 's Herrenjörgen Amalie.

Ja, die Herrenjörgen Male, wie die Leute sagten, gab sich mit Wählern Christoph ab. Darauf hätte man sich wohl verwundern können; ist aber gar nicht nötig, sondern es ist sehr natürlich zugegangen. Die Male war nach einem Jahr wieder aus der Stadt gekommen und zwar allein, ob es gleich an ihr nicht gefehlt hätte, im Gegenteil. Aber trotzdem hat weder ein Pfalzgraf noch ein Oberamtman sich von ihrer Schönheit und Bildung bezaubern lassen, nicht einmal die Kadendiener oder Wirtsföhne haben angebissen, trotzdem sie den Reichtum ihres Vaters als recht dicken Köber herausschängen ließ. Und aufs Dorf ist ihr auch keiner nachgelaufen; nur einmal ein Schneider, der aber ist heimgeschickt worden und wie! Auch der Unterlehrer, der sie zuerst auf den Weg der Bildung gebracht hatte, wurde abgewiesen, obwohl es die Male

später bereut haben soll. Denn sie wurde allmählich ältlich und war nahe daran, überständig zu werden. Da kam denn der Christoph noch gerade recht. Er war ein stattlicher sauberer Bursch, jetzt stolz dazu und hatte auch etwas Bildung aus der Stadt mitgebracht. Auch war's allmählich der Male klar geworden, daß Wählerns Vermögen wie der zunehmende Mond sei und ihr eigenes wie der abnehmende; die Male aber wußte ganz gut zu rechnen.

So haben sich denn die Leute nicht gewundert, wie's hieß, 's Wählerns Christoph und 's Herrenjörgen Male seien Brautleute. Die Hochzeit wurde in der Stadt gefeiert, und dort blieben auch die jungen Leute; denn der Christoph mochte das ewige Jaunern seiner Eltern und Schwester und die ganze Wirtschaft in ihrem Haus nicht mehr aushalten und die Male schämte sich ein wenig vor ihren Landsleuten und hatte Gelüste nach dem städtischen Leben. So wurde Christoph mit Hilfe seiner guten Freunde in der Garnison Leibkutscher bei einem Prinzen oder einem Baron, man wußte es nicht recht.

So ging's bis zum Michelistag im folgenden Jahr. Das war ein merkwürdiger Tag in Dingskirchen. Es war Bürgermeistervahl und ein harter Kampf wogte hin und her zwischen den Herrenjörgen und der Gegenpartei, die allmählich und immer mächtiger herangewachsen war seit den 18 Jahren, daß der Herrenjörg Bürgermeister war. Mit Bittern und Bangen saß die Schulzin in ihrer Stube und wartete auf den Ausgang. Sie hatte das Argste zu fürchten, denn der Gegner war reich und der Herrenjörg konnte nicht Geld genug aufbringen, um ihn durch Freitinken zu überstechen. Sogar der Spießglas, der Ortsdiener, war abgefallen, trotzdem er tagüber im Haus ein und ausgegangen und soviel Gutes genossen hatte; vielleicht gerade deswegen, weil er dadurch wußte, wie's bei 's Herrenjörgen stand. Da kam der Briefträger und brachte einen Brief aus der Stadt; er war von der Male und meldete, daß ihr Mann aus dem Dienst gejagt sei und die Eltern möchten ihnen dazu helfen, daß sie nach Amerika auswandern könnten. Es wurde der Bürgermeisterin schwarz vor den Augen. In dem Augenblick stürzte ein Haufen Männer aus dem Rathaus und schrien: „Vivat der neue Bürgermeister! Vivat, der Heilinger soll leben!“ Das war zuviel für die unglückliche und starkbelebte Frau. Sie stürzte vom Schläge getroffen hin und als ihr Mann bleich herein wankte, fand er sie leblos am Boden, den Brief in der Hand.

Das war aber noch nicht alles Unglück an diesem Tage. Als Wendel in's Herrenjörgenhaus kam und unverhofft die tote Frau sah, — er konnte nämlich kein Totes sehen — und zugleich die Geschichte vom Christoph vernahm, bekam er einen neuen Anfall seiner Krankheit. So war also in beiden Nachbarhäusern Trauer und Jammer. Der Herrenjörg ging ganz verstört umher und wußte die Haushaltung nicht zusammenzubalten. Es drückte ihn eben zu viel: die verlorne Frau, das verlorne Bürgermeisterramt und das verwirtschaftete Vermögen. Er war anfangs ganz unfähig, sich aufzuraffen und anzugreifen. Und es läßt sich gar nicht sagen, wie es gegangen wäre, wenn nicht der Ludwig sich der Sache angenommen hätte.

Der Ludwig war das jüngste Kind von 's Herrenjörgs; er hatte nie eine Rolle gespielt in der Familie, er sah der Bürgermeisterin nicht hübsch und geschick genug aus, die Kindsmagd hatte ihn fallen lassen, daß er im Gesicht einen Riß bekam, der später ausfiel,

wie eine Naibe von einem Duell, und die Mutter behauptete, es g'he ihm auch am Verstande nach, daß er auf den Kopf gefallen sei. So wurde er zurückgesetzt, wurde nicht herbeigeholt, wenn vornehmer Besuch da war, wie die zwei ältesten Kinder, mit denen die Bürgermeisterin Staat machte, sondern er wurde immer verdeckt und verleugnet. So war er ein zurückgezoener Mensch geworden, der nicht viel auf sich hielt, aber sich desto mehr Mühe gab, daheim und in der Schule, seine angeborenen oder angefallenen Fehler zu verbessern. Die Dienstboten im Hause hatten ihn gern, die Leute konnten ihn besser leiden als den verzogenen Ferdinand und die hoffärtige Amalie, suchten ihn auch wohl aufzureizen gegen diese und seine Eltern; das gelang aber nicht. In der Schule war er der beste Schüler. Der Herrenjörg selbst hat in seinem Herzen seinen Ludwig gern gehabt und ihn vorgezogen aus Mitleid mit ihm und aus Widerspruch gegen die Zwangsherrschaft seiner Frau. Aber merken lassen durfte er das nicht. Ludwig durfte nur mit dem Vater in Bürgermeistereisachen zusammenstehen und schreiben, war auch bald so weit, daß er alle Geschäfte führen konnte, und

der Ratschreiber, der „Doktor“, der ihn auch eingeführt hatte, entbehrlich wurde. Der „Doktor“ hatte sich bei der Bürgermeistereiwahl am Wein übernommen, denn aus Unparteilichkeit hatte er abwechselnd mit der Herrenjörger- und der Heisingerpartei getrunken. Als er nun gestorben war und ein Ratschreiber nötig wurde, so setzten es die alten Anhänger vom Herrenjörgen, die im Gemeinderat noch am mächtigsten waren, durch, daß der Ludwig als Ratschreiber angenommen wurde, obgleich er noch so jung war, denn es gab keinen,

der die Stelle versehen konnte. Der neue Bürgermeister war es am Ende auch zufrieden, denn keiner hätte ihn so gut einführen können als der Ludwig, ja ohne ihn wär's gar nicht gegangen, und dabei ließ er den Bürgermeister nie den Widerpart merken. Auch war Ludwig, wie er's gewohnt war, äußerst fleißig und tüchtig im Haus und auf dem Felde und brachte seinen Vater dahin, daß er mit angriff und bald große Freude an der Landwirtschaft bekam, namentlich am Vieh, so daß er auch das Jägdeln sein ließ. Infolge dessen war der Vater auch weniger gedrückt als sonst, obgleich es ihn hie und da übermannte, wenn ihm seine zwei Kinder in der Fremde in den Sinn kamen und der drohende Zusammenbruch seines Wohlstandes, der sich doch nicht auf die Länge vertuschen ließ. Der war bisher noch immer bemäntelt worden, denn die Gläubiger oder vielmehr die Besitzer seines Gutes waren die Wähler und diese waren verschwiegene Leute; aber seit dem Übergang der Bürgermeisterei mußte der Stand seines Vermögens mehr und mehr offenbar werden.

In Wählers Hause ging es traurig zu. Der Vater lag noch immer bedenklich darnieder; sein ausgemergelter Körper konnte den wiederholten Angriffen von Freund Hein auf sein Leben wenig Widerstand leisten.

Er wurde immer schwächer und schwächer. Die beiden Weibsleute waren ganz außer sich vor Jammer und und Glend; was durch die lange Krankheit veräümt wurde, was der Doktor und Apotheker kostete, was an kostspieligem Essen und Trinken draufging: die Haare stiegen der Mutter und der Tochter zu Berg, wenn sie's überrechneten. Die Kathrine ließ ihren Zorn am Erdreich aus, und hatte sie vorher schon geschafft wie ein Feind, so schaffte sie jetzt wie ein Türke oder ein Teufel. Die Christel that auch noch knickeriger als vorher, brachte aber gar nichts mehr zuwege, so zerfahren und verwirrt war sie. Dabei war sie ein wahres Jammerbild, so verfallen war ihre robuste Gestalt, sie klagte ohne Aufhören über ihr Unglück und wollte zweifeln an Gott und der Welt. Das einzige Wesen im Hause, das man noch ansehen und anhören konnte, war die jüngste Tochter, das Meiele. Meiele war ein Spätling, kam ganz unerwartet in die Welt und wurde von Schwester und Bruder, ja sogar von der Mutter mit scheelen Augen angesehen, zumal, als sie sich als ein zärtliches Ding erwies, das Rechtes nichts war zum Arbeiten. Dagegen war sie der Liebling des



Als ihr Mann hereinwankte, fand er sie leblos am Boden den Brief in der Hand.

Vaters, wie ja immer das Nestkegel von den Vätern besonders gehätschelt und vorgezogen wird, sogar von solchen, die gegen die ältern Kinder nichts weniger als zärtlich waren. So hing auch Meiele an dem Vater; sie hatte ihn bei der ersten Krankheit gepflegt, sie hatte es durchgesetzt, daß statt der alten Walburg, der Wunderdotorin, ein rechter Doktor gerufen wurde, sie hatte das obere Zimmer, in dem der Kranke lag, sauber und niedlich hergerichtet, hatte sogar Nägelein und Beigelein, Yevfojen und Nosmarin ans Fenster gestellt. Sie hat bei der Bürgermeisterei um Sipplein und Brätlein gebettelt, und selber dabei zugehoben und es abgequackt, wie sie's machte, so daß Meiele es bei der zweiten Krankheit selber fertig brachte. Sie wendete ihre Sparkasse auf, um dem Vater etwas Gutes zu verschaffen, Wein oder Torte oder was er gerne aß, weil Mutter und Schwester das um Himmels willen nicht zugegeben hätten. So kam's, daß Wendel es eigentlich in seinem Leben nie so gut gehabt hatte als in seiner Krankheit; das erstemal hat er sich dagegen gewehrt, aber jetzt in der zweiten Krankheit ließ er sich's gefallen. Aber nicht bloß die Brühen und Kuchen und Braten, die Meiele ihm brachte, schmeckten ihm, sondern auch das ganze Schalten und Walten seines Töchterleins thaten ihm wohl; er fühlte sich unbefreiblich wohlig, so sanft gepflegt, so rücksichtsvoll und liebevoll behandelt zu sein. Er wurde ganz weich, er horchte mit inniger Freude auf das freundliche Geplander Meieles, es that ihm wohl, wenn sie an seinem Bette saß auf einem Schemel und er ihre glänzenden goldigen Haare streichelte; und er war gerührt und erbaut, wenn sie mit ihrer hellen weichen Stimme ihm aus dem Starlenbuche vorlas. Kurzum, er wurde ein ganz anderer Mensch; der Wähler war ganz abgestreift,

wie die raube braune Haut, die er im Bett verloren hatte. Und wer von unten von der schmutzigen düstern Stube mit den trüben Scheiben und noch trübem Besichtigen heraufkam in die Krankenstube mit dem blendendweißen Bett, den blühenden Blumen, dem freundlichen Meiele und dem Vater mit dem zufriedenen friedlichen Gesicht, der hätte geglaubt, er käme in eine ganz andere Welt, aus der Erde in den Himmel oder so. Ja, der sonst nie zufriedene und nie ruhende Wendel war zufrieden und ruhig geworden. Er jammerte nicht, daß er nicht mehr arbeiten könne, ja, er klagte nicht einmal, daß er sterben müsse. Diese schmerzlose Krankheit mit ihrer zunehmenden Schwäche, die Pflege, die ihm so sanft that, die Ruhe und Stille, die es ihm möglich machten, bei sich selbst einzusehen und an seine Seele und die Seligkeit, an Gott und den Himmel zu denken, das kam ihm vor wie ein Vorgehmac von der Sabbatsruhe im ewigen Leben; darum fürchtete er sich nicht vor dem Tod, sondern freute sich eher darauf.

Eines Sonntags schickte Wendel Meiele hinaus, ließ die Mutter kommen und lange waren die zwei miteinander allein. Die Mutter kam mit verweinten Augen heraus, der Vater aber lag friedlich und beinahe fröhlich da, als sei er seiner letzten Erdenflege losgeworden. Nach acht Tagen trugen sie ihn hinaus auf den Gottesacker. Die Mutter wurde jetzt still und ernst. Sie war von jetzt an auch wie umgewandelt. Sie hatte bisher nie ans Sterben gedacht, zum erstenmal war der Tod mahnend in ihr Haus getreten. Sie war furchtbar erschreckt. Zum erstenmal kam ihr der Gedanke, daß auch für sie eine Stunde komme, wo sie nicht mehr arbeiten und erwerben könne, und wenn sie auf dem Acker oder im Garten grub, kam ihr immer ihr Grab vors Auge. Ihr Mann mußte an jenem letzten Sonntag sehr eindringlich auf sie geredet haben, und es mußte das einen gewaltigen Eindruck auf sie gemacht haben; denn nicht der Pfarrer redete so, wie es seine Art und sein Amt ist, sondern ihr Mann, derjenige, der bei gesunden Lebtagen gerade so gedacht und gehandelt hatte wie sie, und mit und neben ihr geschäft und geknickert hatte und er redete von der Kanzel, die man nicht alle Sonntage sieht, vom Totenbett herunter. So sahen die Leute mit Verwundern, wie bei 's Wühlers ein ganz ander Wesen anfing. Das Meiele besorgte die Haushaltung, hielt die Stube rein und freundlich, kochte, so daß die Wühlers sich an ein menschlich Essen gewöhnten und es ganz gut vertrugen. Der Schornstein rauchte, die Fenster blinkten und Blumen standen davor, der Garten bekam ein ganz anderes Ansehen. Am Sonntag gingen sie in die Kirche. Kurzum, die Wühlers lebten allmählich wie andere Leute.

Aber noch weiteres trug sich zu. Der Christoph bekam das Geld und damit die Möglichkeit, nach Amerika auszuwandern. Er war am Sterbebett seines Vaters gewesen und der Gedanke, daß er eigentlich den Nagel zu seinem Sarge geschmiebet hätte, drückte ihn schwer, dazu kam der Ernst und die Sorge, die das Familienleben mit sich brachte. Es schien, als ob er anders werden und drüben in der neuen Welt auch ein neues Leben anfangen wollte. Er war kaum ein Jahr fort, so wurden die Dingskircher durch ein neues Ereignis in Verwunderung gesetzt. 's Herrenjörgen Ludwig und 's Wühlers Meiele waren Bräutigam und Braut und so habe es Wendel auf seinem Totenbett seiner Frau eingebunden, denn er habe schon lange gemerkt, daß die zwei einander gern hatten. Dadurch blieben die beiderseitigen Güter, die ohnedies schon zueinander geschlossen waren, beisammen; der Altbürgermeister konnte in seinem Haus bleiben und alles würde ins alte Geleise eingereckt werden. Die jungen Leute zogen in das schöne große Herrenjörgenhaus, während



Sie stießen unter einander an darauf, daß sie alle zusammen gekommen seien und christlich arbeiten und leben gelernt hätten auf der rechten Mittelstraße.

die zwei andern Weibskinder in dem kleinen Häuslein hinterm Weg blieben. Am wenigsten zufrieden mit diesen Dingen schien anfangs die Kathrine und auch die alte Christel konnte sich manchmal nicht recht dareinfinden. Als aber ein Enkel und Nefse drüben ankam, da söhnte sich nicht nur die Großmutter, sondern auch die Ruhme Kathrine mit den neuen Verhältnissen aus; ein ganz neues Gefühl erwachte in ihr, eine Art mütterlicher oder muhenhafter Neigung zu dem kleinen Wendelin und so wurden die beiden Frauen, die bisher nur aus Schaffen gewöhnt waren, mit ganz neuen Gedanken und Geschäften bekannt, die das weibliche Wesen

und Gemüt wohlthuend auch bei ihnen verrieten. Sechs Jahre nach dem Unglückstag war wieder Bürgermeistervahl in Dingskirchen, es war um die Osterzeit. Die Partei des damals gewählten Bürgermeisters war seitdem ziemlich klein und kleinlaut geworden, denn der Bürgermeister zeigte sich gar ungeschickt und hochfahrend dazu. Da brauchte es diesmal gar keines Freitritkes, der auch dem Ludwig zuwider und vom Amt aus streng verboten war. Es wurde diesmal fast einstimmig der bisherige Ratschreiber, 's Herrenjörgen Ludwig gekürt.

Am andern Sonntag war bei ihm wieder Kindtaufe für seinen dritten Bubcn. Da kam ein kleines Päckchen mit fünf Siegeln aus Kalifornien. Das war vom Ferdinand, welcher für den kleinen Tausling als Pate geladen war. Der Ferdinand hatte nämlich den Feldzug des Napoleon in Mexiko mitgemacht, war von dort aus geflüchtet und hatte in Kalifornien sich ein Vermögen erworben und als solider Kaufmann niedergelassen. In dem Päcklein lag ein Duzend erb-

fengroße Goldföörner, das sollten „kalifornische Oester-
 eier“ sein für den kleinen Paten. Außerdem war ein
 Bild darin von einem schönen jungen Mädchen, das
 sollte Ferdinands Braut sein, er bitte den Vater um
 seine Zustimmung und seinen Segen und lade alle zu
 seiner Hochzeit ein auf den Johannistag. Auch war
 ein schöner Gruß drinnen von Christoph und seiner
 Frau, die auch in Kalifornien waren und dort eine
 große Pferdezüchterei hielten auf einer Weide, die drei-
 mal so groß sei als die ganze Dingskircher Gemarkung.
 Und das alles sei sein, und 235 Pferde dazu. Jedes
 von seinen sieben Kindern habe sein eigenes Reitpferd
 und seine Frau, die Amalie, zwei, sie sei aber ganz
 schaffig und haushälterisch geworden, denn Amerika
 und der Christoph habe sie's gelehrt. Da stieß die
 Taufgesellschaft an auf die Amerikaner und ließen sie
 leben. Ludwig aber nahm nachher ein Glas und ging
 mit seinem Vater, seiner Schwiegermutter und Schwä-
 gerin in die Kammer zu Meiele und stießen unterein-
 ander an darauf, daß sie alle zusammengesommen seien,
 Wühlers und Herrenjörgen und christlich arbeiten und
 leben gelernt hätten auf der rechten Mittelstraße und
 daß Gott am Ende alles so gut gemacht habe!



**Die
 Geringsten.**

Von
 S. Willinger.

ie standen
 des Sonn-
 tags ganz
 hinten an
 der Kir-
 chentüre,
 der Vesen-
 Jean auf
 der Män-
 nerseite,
 die Vieh-
 Marie
 auf der
 Frauen-
 seite. Beide
 waren auch
 noch mit
 einem Ge-
 brechen be-

haftet: die Vieh-Marie mit einem physischen, sie hatte
 einen krummen Rücken; und der Vesen-Jean mit einem
 moralischen, er hatte im Zuchthaus gelessen. Bezeich-
 nend für das weiche Gemüt des Mannes ist der Um-
 stand, daß er nach seinen zwei Jahren Zuchthaus
 gleich wieder ins Vaterstädtchen zurückkehrte, wo man
 ihn nach reiflicher Überlegung, gerade als er nahe
 daran war, Hungers zu sterben, als Strafenlehrer
 anstellte. Nichtern war er gar nicht uneben, sogar
 ein bißchen flott mit seinem martialischen Schnur-
 bart. Hatte er jedoch getrunken, so war der ganze
 Kerl ein elender Jammerlappen.

Unbegreiflicherweise sehnte er sich stets nach diesem
 Zustande und es war einst geschehen, daß er um eini-
 ger Gläser Schnapfes willen einer Bande Diebe als
 Helfershelfer beigegeben hatte, wofür er auch richtig
 ins Zuchthaus kam. Die Vieh-Marie wohnte in der

„Krone“, in einem Verschlag neben dem Stall. Ihr
 Vater hatte als Knecht beim Kronenwirt gedient, und
 so lieb man sie in Gottesnamen im Haus. Sie führte
 im Sommer die Gänse des Städtchens auf die Weide
 und strickte dazu. Jetzt war sie dreißig Jahre alt,
 und in diesem Zeitraum hatte sie drei Ereignisse er-
 lebt. Das erste bestand darin, daß sie einen Brief
 von ihrem Vater erhielt, der nach Amerika ausgewan-
 dert war. „Liebe Marie,“ lautete der Brief, „ich
 bring' mich durch, und wenn du dich auch durchbringst,
 so ist das die Hauptsach! Dein getreuer Vater.“

Die Vieh-Marie heftete sich den Brief über ihr Bett
 und las ihn alle Tage; es war ihre einzige Freude,
 und ihr einziges Glück, daß der Vater sich durch-
 brachte. Als er entschlossen war, nach Amerika zu
 ziehen, hatte er zu dem damals sechszehnjährigen Mäd-
 chen gesagt: „Weißt, Mariele, du bist halt so ein
 bißle krumm, da kann ich dich nicht gut mitnehmen,
 was würden sie drüben sagen?“ — Und da Vater und
 Tochter überzeugt waren, daß die ganze neue Welt
 mit weitaufgerissenen Augen dastehen und sie begaffen
 würde, so waren natürlich beide von der Richtigkeit
 dieser Ansicht erfüllt.

Die Vieh-Marie vegetierte in ihrem Verschlag oder
 auf ihrer Wiese draußen gedankenlos weiter bis zum
 zweiten Ereignis ihres Lebens. Der Kronenwirt hatte
 ein Fäßchen Schnapf bekommen, und es stand im
 Hofe, bis der Knecht Zeit hatte, es in den Keller zu
 befördern. Aber das Fäßchen hatte durch die Kälte
 und durch unachtsames Abladen Schaden genommen,
 und so trüffelste der Schnapf langsam in die Gasse.
 Des Kronenwirts sechs Prachtgänse verlustigten sich
 über die Maßen an dem ungewohnten Getränke, und
 als die Vieh-Marie sie des Abends in den Stall locken
 wollte, lagen sie alle sechse auf dem Rücken und stred-
 teten die Beine steif und leblos in die Höhe. Das war
 nun ein Gezeter und Gejammer, und der Kronen-
 wirt stuchte wie besessen. Die arme Vieh-Marie
 wurde gepufft und gescholten, aber sie wußte nichts zu
 sagen als immer nur: „Sie müssen verbert sein.“ —
 Man holte den „Balbierer“ und der kleine Mann
 klopfte und schüttelte und rieb die Gänse, aber keine
 mudste sich. Da sagte er: „Die haben Gift, laßt sie
 rupfen, Kronenwirt, morgen komm' ich und schneid'
 sie auf.“ Die Marie saß bis tief in die Nacht und
 rupfte die Gänse und legte die traurigen Gestalten
 sorgsam nebeneinander auf den Mist. Alsdann suchte
 sie ihr Lager auf. Plötzlich, sie mochte eine gute
 Weile geschlafen haben, erwachte sie an einem entsetz-
 lichen Geschrei draußen im Hof. Gerad' als ob alle
 Gänse der Welt sich zusammengethan hätten, so lau-
 tete es. Die Vieh-Marie fuhr in ihren Rock und zur
 Thür hinaus in den Hof. Der Kronenwirt erschien
 am Fenster mit der Frau, an den Dachluten oben
 zeigten sich die verschlafenen Gesichter der Knechte und
 Mägde. Der Mond schien in heller Winterpracht,
 und die sechs nackten Gänse purzelten vom Mist her-
 unter und stürzten zetermordio schreiend der Vieh-
 Marie entgegen. Da lachten die Zuschauer genau so
 laut als die Gänse schrien, so daß ob dem Lärm die
 ganze Nachbarschaft aus den Betten fuhr. Rings an
 den Fenstern der Hinterhäuser erschienen Lichter und
 gleich darauf eine Anzahl Zipfel- und andere Schlaf-
 kappen, und es wurde herüber gefragt und geschrien,
 was es gäbe.

Die Vieh-Marie aber hatte mit Thränen der Freude
 und des Erbarmens die schnatternde Schar in ihren
 kleinen Verschlag gelockt, den sie fortan mit ihnen